

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29166-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Véronique de Bure stammt ursprünglich aus dem Burgund. Sie hat bisher einen Roman und mehrere Sachbücher geschrieben. «Die kleine Welt der Madame Jeanne» wurde in Frankreich von Presse und Publikum hymnisch gefeiert. *Véronique de Bure* lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Paris.

«Was für ein wundervoll zärtlicher Roman!» *Psychologies*
«Es macht großen Spaß, Zeit mit Jeanne zu verbringen ... Ein amüsantes und zärtliches Buch.» *fémitude*
«Der wohl grandioseste Roman über das Alter, den man sich vorstellen kann.» *literaturmarkt.info*
«Ein sehr schöner Roman, sehr bewegend, der immer die richtigen Worte wählt und einen humorvollen und liebevollen Ton anschlägt ... Sie werden diese kraftvolle und optimistische Lebensgeschichte lieben.» *Femme Actuelle*

Véronique de Bure

*Die
kleine Welt
der
Madame
Jeanne*

Roman

Aus dem Französischen von
Ina Kronenberger

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
«Un clafoutis aux tomates cerises» bei Flammarion, Paris.
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Hamburg, Juni 2019
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Un clafoutis aux tomates cerises» Copyright © 2017 by Flammarion
Umschlaggestaltung FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung Le Panda / Shutterstock
Satz Adobe Garamond Pro, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 29166 1

Ich habe den Winter überstanden. Ich halte die Gardinen auseinander und schaue nach draußen. Der Nussbaum hat noch keine Blätter, aber die Kastanien erwachen allmählich zum Leben, und die Haselnusshecke färbt sich grün. Ich öffne das Fenster, die Luft ist frisch. Das Außenthermometer zeigt fünf Grad. Der Winter hat sich noch nicht ganz verzogen, seine letzten Tage vermischen sich mit den ersten des Frühlings. Ich fixiere die Fensterläden, kriege die beiden Flügel fast nicht mehr ganz auf, denn die Weinrebe hat sich zu sehr ausgebreitet. André war noch nicht da, um sie zu schneiden, ich muss ihm wohl schreiben. Mein Sohn macht sich über mich lustig, er behauptet, es sei sinnlos, Handwerkern zu schreiben, man muss sie anrufen, sonst kommen sie nicht. Aber ich telefoniere nicht gern. Angeblich bin ich nicht sehr liebenswürdig am Telefon, aber dafür kann ich nichts. Ich will die Leute sehen, wenn ich mit ihnen spreche.

Heute schreibt sich ja niemand mehr. Dabei haben mir die Leute von der Post vor einem Jahr oder zwei, vielleicht auch mehr, extra einen Briefkasten aufgestellt. Das ist Vorschrift, haben sie gesagt. Ich sollte ihnen sagen, wo sie den Kasten aufstellen können, und dann haben sie mir das hässliche grüne Ding gezeigt. Ich habe kurzerhand auf die Stein-
terrasse neben dem Kellereingang gezeigt, drüben bei den Bäumen. Dort wäre er gut versteckt, und die Stelle ist für das gelbe Postauto leicht zu erreichen. Im ersten Augenblick war ich ziemlich unglücklich, das würde mir das Leben erschweren. Seit Jahren legt mir der Briefträger die Post auf die Außenterrasse oder auf den Tisch in der Diele, wenn die Tür offen steht. Wenn ich selbst was verschicken muss, lege ich ihm die frankierten Briefumschläge oder das Geld für die Briefmarken hin. Das ist ziemlich praktisch. Manchmal, wenn ich gerade unten bin, wechseln wir ein paar Worte. So habe ich hin und wieder Besuch. Jetzt dürfen sie anscheinend nicht mehr ins Haus kommen. Um mei-

ne Briefe zu verschicken, muss ich zur Post gehen, ins Dorf. Und wenn ich nicht mehr Auto fahren kann, was mache ich dann?

Zum Glück hat meine geliebte Briefträgerin auch keine Lust, sich umzustellen. Sie legt mir weiterhin die Post in die Diele, und ich lege ihr die Briefe auf den Tisch. Nur wenn meine Tochter da ist mit ihrem Hund, traut sie sich nicht aus dem Auto, denn vor Hunden hat sie Angst.

Ich heiße Jeanne. Ich bin neunzig Jahre alt. In jungen Jahren war ich einen Meter dreiundsechzig groß. Damals war das nicht ungewöhnlich. Heute bin ich kaum größer als meine Enkelin, die einen Meter zweiundfünfzig misst und Schuhgröße vierunddreißig hat. Meine Füße sind im Lauf der Zeit allerdings nicht geschrumpft. Sie sind sogar breiter geworden, rechts und links sind hässliche Ballen daran gewachsen, was mich ganz unglücklich macht und mich regelmäßig zwingt, ins Auto zu steigen und zur Fußpflegerin zu fahren. Ich habe immer mehr Mühe, Schuhe zu finden, die nicht drücken. Wenn es kalt ist, kann ich nur meine alten Stiefel tragen, für die meine Tochter sich schämt. Sie will mir einreden, dass es Schuhe gibt, die bequem sind und nicht hässlich, aber die habe ich noch nicht gefunden. In Paris vielleicht, in Paris gibt es so viele Geschäfte, aber ich fahre doch nicht zweieinhalb Stunden mit dem Zug, nur um mir ein paar Schuhe zu kaufen!

Was den Rest angeht, habe ich mich ganz gut gehalten. Von weitem wirke ich sogar jünger, ich gehe aufrecht und habe schlanke Fesseln. Auch wenn ich immer öfter zum Stock greife, habe ich einen flotten Gang, und am Telefon, sagen die Leute, klinge ich wie ein junges Mädchen. Natürlich ist mein Gesicht mit den Jahren faltiger geworden, aber mein Teint ist immer noch rosig, und meine Augen können nach wie vor funkeln und blitzen, vor allem nach einem Gläschen Weißwein oder einem Schluck Crémant.

Seit René tot ist, ist das Haus für mich zu groß. Im Winter lasse ich einige Zimmer unbeheizt und halte Türen und Fensterläden fest verschlossen. Ich bewege mich ausschließlich zwischen Schlafzimmer, Bad, Küche und dem kleinen Büro. Wenn meine Kinder da sind, öffne ich Wohn- und Esszimmer, aber für mich allein ist das nicht nötig. Ich wohne mitten in der Pampa, zwischen Bäumen und Feldern. Das nächste Dorf, Bert, ist fünf Kilometer entfernt. Dorthin geht es über eine schmale gewundene und hügelige Straße, die durch Wälder und Wiesen führt, auf denen dicke weiße Kühe weiden. Am Anfang unserer Ehe haben wir dort unsere Besorgungen gemacht. Heute ist alles verschwunden, sogar der kleine Brotladen hat zugemacht. Auf der anderen Seite, Richtung Norden, liegt Montcombroux-les-Mines. Dort ist auch nicht mehr viel los, aber man kann wenigstens noch Butter, Milch, Eier und etwas Gemüse kaufen. Für alles andere muss man ins nächste Städtchen fahren, nach Lapalisse mit seinem schönen Schloss. Als ich hierherzog, gab es dort noch einen Bahnhof, wo ich, damals noch nicht verlobt, von Paris aus angekommen bin, um mich meinen künftigen Schwiegereltern vorzustellen. Ich war dreiundzwanzig. Mein Schwiegervater hat mich mit der Pferdekutsche abgeholt. Sie steht immer noch in der Garage, ihren letzten Einsatz hatte sie bei der Hochzeit meiner Tochter. Züge fahren schon lange nicht mehr nach Lapalisse, und die Läden schließen einer nach dem anderen, wegen der zwei Supermärkte, die vor ein paar Jahren hier aufgemacht haben. Im Zentrum werden die Schaufenster immer öfter durch riesige Schwarzweißplakate ersetzt, auf denen Ansichten von früher zu sehen sind, als die Stadt dank der Nationalstraße 7, die mitten hindurchging, noch belebt war. Heute fahre ich dort nur noch hin, wenn ich zum Doktor muss oder wenn ich im Supermarkt einkaufen will. Zum Tanken fahre ich lieber nach Le Donjon, der Ort hat zwar keinen größeren Reiz, aber ich mag die Frau an

der Tankstelle, und es ist überhaupt die einzige Tankstelle, an der man noch bedient wird. Ansonsten sind die beiden nächstgelegenen Städte Moulins-sur-Allier im Norden, ganz grau, und Vichy im Süden, ganz weiß, dort haben wir gut zehn Jahre gelebt, René und ich, bevor wir im Ruhestand hierher zurückgekehrt sind.

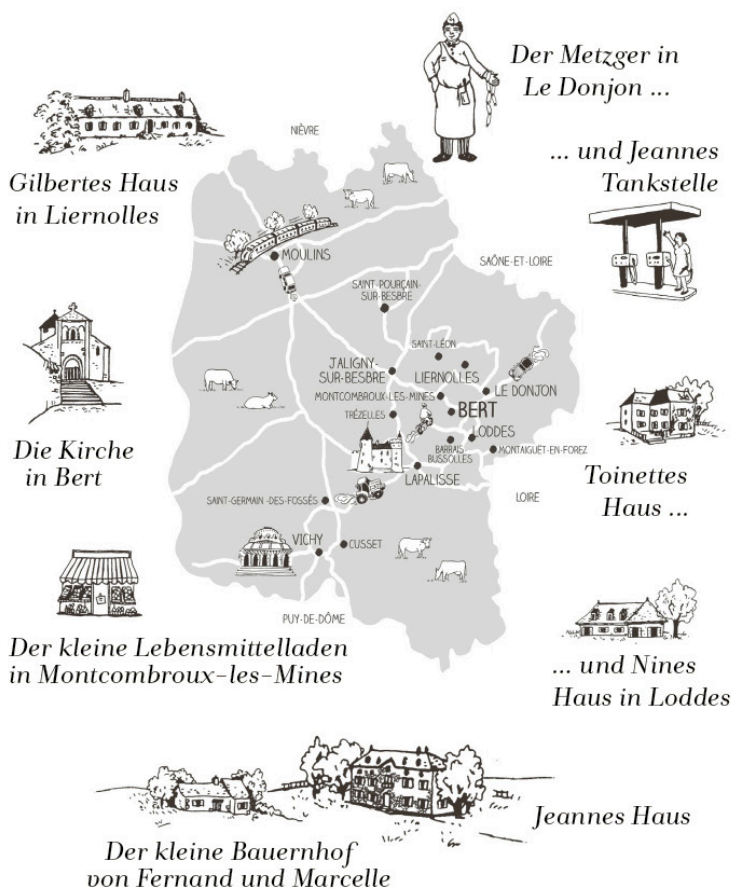
Allein zu leben macht mir nichts aus. Ich langweile mich nicht. Und ich lebe auch gar nicht in völliger Einsamkeit. Fast auf Tuchfühlung mit meinem Haus, neben Garage und Stall und nur von etwa fünfzig Meter Kies und Unkraut getrennt, steht der Bauernhof von Fernand und Marcelle. Als René noch gelebt hat, ist uns Fernand im Garten ein bisschen zur Hand gegangen, und Marcelle hat hin und wieder im Haushalt geholfen. Bei meiner Ankunft hier hat die Mutter von Marcelle, die alte Marie, den Hof noch mit ihren Söhnen Bébert und Gros Roger bewirtschaftet. Bis vor wenigen Jahren hatten Marcelle und Fernand drei Kühe, Kaninchen und ein paar Hühner, und wir hatten Milch, Butter, Eier und Sahne. Mit der Zeit wurden die Kühe zum Schlachter gebracht, die Hasen landeten in der Pfanne und die Hühner im Topf. Heute baut Fernand noch ein bisschen Gemüse an, sein Garten liegt gleich neben meinem, während Marcelle vor dem Fernseher sitzt und von Jahr zu Jahr den Ton etwas lauter stellt. Regelmäßig klingelt einer von beiden an meiner Tür, um mir je nach Jahreszeit einen Korb Kartoffeln, einen Salat, Lauchstangen oder Obst zu bringen. Auch wenn sie nicht mehr so rüstig sind, beruhigt es mich, sie in der Nähe zu wissen. Sie sind immer da. Sie machen nie Urlaub, waren noch nie in Paris und sehen keinen Sinn darin, weiter als bis Lapalisse zu fahren. Sie verlassen ihr Haus nur samstags, um am Belote-Turnier im Gemeindesaal von Le Donjon teilzunehmen. Morgens fahren sie mit ihrer Ente los und kommen abends ganz fidel zurück. Die Marcelle sitzt am Steuer, Fernand hat nie den Führerschein gemacht. Wenn er seinen Bruder besuchen will, steigt er auf

sein Mofa, ein knatterndes graues Gefährt von Peugeot, mit zwei alten Satteltaschen am Gepäckträger.

Und dann sind da noch meine Freundinnen. Manche haben natürlich schon das Zeitliche gesegnet, mit zunehmendem Alter rückt der Himmel näher. Aber es gibt noch Gilberte, Nine und Toinette, und es vergeht keine Woche, in der wir uns nicht in der Messe sehen oder uns bei der einen oder anderen zum Mittagessen, Tee oder Kartenspielen treffen. Auch Denise, Chantal, Jacqueline und Francette sind noch da, aber sie wohnen ein gutes Stück von mir entfernt, und mit den Jahren werden die Wege weiter.

Und dann gibt es noch Angèle, meine treue Perle, die einmal pro Woche kommt, und meinen Gärtner, der kommt und geht, wann er will ...

Die kleine Welt der Madame Jeanne



Frühling

Freitag, 20. März

Den ersten Frühlingstag habe ich im Freien verbracht. Heute Morgen war ich kurz im Gemüsegarten. Die Obstbäume blühen schon, der Pfirsichbaum neben dem Frühbeet ist ganz rosa, und die Kirschbäume bei der Wäscheleine werden nicht mehr lange brauchen, bis sie sich schneeweiß färben. Letzten Monat hat der Gärtner die Himbeeren und die Johannisbeeren geschnitten, alles sieht tipptopp aus. Er hat den Spargelhügel von Unkraut befreit, aber ob sie dieses Jahr was werden, weiß ich nicht, das weiß man erst Anfang Mai. Ich ernte für mein Leben gern Spargel! Es macht mir großen Spaß, man braucht ein gutes Auge, um ihre weißen Köpfe zu erspähen, dann muss man mit einem Spargelstecher die Erde neben den Stangen abstechen und gut aufpassen, dass man den Spargel nicht kaputt macht. Letztes Jahr habe ich leider nur wenig geerntet, ich fürchte, die Erde ist nicht gut genug. Das hier ist einfach keine Spargelgegend ...

Nach dem Essen habe ich draußen meinen Kaffee getrunken und dazu ein Rippchen Milkschokolade gegessen. Dann habe ich meinen Korbsessel neben das Rosenbeet gestellt. Die Rosen blühen noch nicht, aber ich habe sie stark zurückgeschnitten. Jedes Jahr im Februar nehme ich meine Heckenschere und schneide die Triebe auf drei Augen zurück. Da ich mir den Rücken nicht kaputt machen will, geht es nur langsam voran, jeden Tag ein bisschen. Es sind schon viele Knospen dran, bald werden sie blühen. Etwas tiefer, halb im Schatten, halb in der Sonne, auf dem Weg hinunter zur Terrasse, stehen die Rhododendren, die keine Arbeit machen, und die Hortensien. Die Hortensien habe

ich Anfang des Monats gestutzt, ich habe die großen grauen Blüten abgeschnitten, die man im Winter stehen lässt, bis die neuen Triebe sprießen. Zu Füßen der Rhododendren schauen die Osterglocken heraus, sie leuchten wie kleine Sonnen, eine Explosion an Gelb, die sich mit den herrlich duftenden lila und weißen Glöckchen der Hyazinthen mischen.

Ich habe es mir in meinem Gartenstuhl bequem gemacht und ein paar Seiten aus *Alkibiades* gelesen, dann bin ich in der Sonne eingeschlafen.

In unserem Alter sind wir wie alte Bäume. Das gute Wetter haucht uns wieder etwas Leben ein, wir ergrünen, wenn auch jedes Jahr ein bisschen weniger. Die milden Tage vermitteln uns eine Illusion von Ewigkeit.

Samstag, 21. März

Heute Morgen kam mein Gärtner bei strahlendem Sonnenschein mit kleinen Töpfchen und einem großen Lächeln im Gesicht hier an. Ich war schon aufgestanden, war bei Tagesanbruch wach geworden, wegen der Vögel. Seit ein paar Wochen fangen sie immer früher an zu zwitschern. Oft kann ich dann nicht mehr einschlafen. Darum bin ich den ganzen Tag wie benommen. Aber wenn ich aufstehe und die Fenster schließe, ist es mir hinterher zu warm. René und ich haben zu jeder Jahreszeit bei offenem Fenster geschlafen, daran bin ich gewöhnt. Ich brauche einen leichten Luftzug. Und außerdem höre ich gern die Vögel singen.

Ich kenne mich mit Vögeln nicht aus, aber dank meiner Kreuzworträtsel kann ich ganz viele Sorten aufzählen. Es gibt die Amsel, die Meise, den Kanarienvogel, die Grasmücke, den Star, den Segler, die Bachstelze, den Buchfink, die Nachtigall ... Manche Namen finde ich ganz entzückend, wie die Nonnenmeise oder den Fliegenschnäpper. Bei den

meisten weiß ich gar nicht, wie sie aussehen, aber das ist mir auch nicht wichtig. Dann gibt es noch das Rotkehlchen. Man kann es leicht an seinem großen orangenen Fleck erkennen. Gestern kam eins in meine Küche. Es hat sich eine Minute lang auf meinem großen Holztisch niedergelassen, dann ist es wieder davongeflogen. Rotkehlchen sind nicht sehr scheu, sie kommen oft angehüpft, wenn ich draußen meinen Kaffee trinke. Mein Lieblingsvogel ist der Kuckuck. Ich weiß nicht, warum, jedes Mal wenn ich sein «Kuckuck» höre, fühle ich mich wieder wie ein Kind. Eine zarte Erinnerung an weit zurückliegende Zeiten. Und dann gibt es noch die Schwalben, die den Frühling bringen, aber auch den Regen, wenn sie tief fliegen.

Vor dem Haus färbt sich der Rasen um das Rundbeet und den mächtigen Baum herum langsam bunt, von dem ich mir nie merken konnte, wie er heißt. Überall tauchen gelbe, blaue, weiße, blasslila Tupfer auf. Das Gelb stammt vom Löwenzahn, vom Hahnenfuß und von den Schlüsselblumen, das Blau von den Kornblumen, das Weiß von den Gänseblümchen und das Blasslila von den Veilchen und dem Wiesenkleee, an dessen Blütenblättern ich als Kind gesaugt habe, um an den Saft zu kommen. Aus Wiesenblumen kann man herrliche Sträuße binden, die man dann in Senfgläser stellt.

Mein Gärtner ist im Keller verschwunden, um den Spaten, den Rechen und einen Eimer zu holen. Er hat den grünen Schlauch über die Stufen der Steintreppe gelegt und sich an die Arbeit gemacht. Mit dem Spaten und unter Zuhilfenahme seines Fußes hat er im Rundbeet Löcher gegraben. Dann hat er vorsichtig aus jedem Topf ein Stiefmütterchen genommen, die Erde abgeschüttelt, damit Luft an die Wurzeln kommt, jedes Pflänzchen an seinen Platz gesetzt, es mit etwas Erde festgedrückt und anschließend gegossen. Am Ende des Vormittags hatte er mein Beet, das wenige Stunden vorher schwarz und traurig ausgesehen hat-

te, mit zarten grünen Pflänzchen und bunten Blumensämlingen freundlich gemacht.

Sie haben mir den Frühling gebracht, habe ich zu ihm gesagt.

Montag, 23. März

Zusammen mit den Blumen wird nun auch meine Angèle wiederkommen. Sie hat sich an den ersten heißen Sommertagen von mir verabschiedet, ihr Rheuma machte ihr zu schaffen. Wirklich übel dran war sie, ihr Rücken war ganz schief und krumm. Sie musste das Putzen einstellen und blies zu Hause Trübsal. Doch als sich der Winter dem Ende zuneigte, ist etwas Merkwürdiges passiert. Von einem Tag auf den anderen konnte Angèle, die seit Monaten ganz schief durch die Gegend lief, wieder aufrecht gehen! Und nun will sie auch wieder arbeiten. Hier in der Gegend gibt es kein anderes Thema als die Wunderheilung der Angèle. Angeblich hat sie «jemanden aufgesucht», alles ist sehr mysteriös, sie weigert sich, darüber zu reden. Ich bin ihr gestern Morgen nach der Messe im Supermarkt begegnet, ganz fidel und kerzengerade. Es ist nicht zu fassen. Aber ich freue mich für sie, sie kam gar nicht damit zurecht, nicht mehr arbeiten zu können. Gilberte und ich haben ihr sofort gesagt, dass sie wieder bei uns anfangen kann, genau wie vorher. Dienstags und freitags kommt sie zu Gilberte, donnerstags zu mir.

In der Zeit, in der Angèle ganz schief und krumm war, hat sich Gilberte mit einer Frau aus ihrem Dorf beholfen, ich selbst habe mich an Madame Maridet gewandt. Als ich ihr geschrieben habe, dass ich in der Bredouille sei, dass ich niemanden mehr hätte, der mir im Haus hilft, hat sie sofort angeboten, für Angèle einzuspringen. Sie war schon seit geraumer Zeit in Rente, aber ich könnte schwören, dass

es ihr Spaß gemacht hat, sich einmal pro Woche wieder ihre Schürze umzubinden.

Ich mag Madame Maridet sehr gern. Sie ist immer fröhlich, schafft eine Menge weg und versorgt mich außerdem mit den Neuigkeiten aus der Gegend. Drei Stunden in der Woche bringt sie Leben in mein Haus. Außerdem nimmt sie, wenn sie geht, noch den Müll mit und wirft ihn in die großen Container an der Straße, die für mich zu hoch sind, selbst wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle.

Von Madame Maridet habe ich erfahren, dass Angèle wieder genesen ist. Ich habe mich nicht getraut zu fragen, ob sie weiß, wer Angèle aufgerichtet hat, das schien mir zu aufdringlich.

Vorige Woche war sie zum letzten Mal hier. Am Donnerstag übernimmt Angèle, und Madame Maridet kehrt wieder in den Ruhestand zurück. Als sie ging, den Müllbeutel in der Hand, hat sie mich ganz fest gedrückt.

Dienstag, 24. März

Heute Morgen, ich wollte gerade für meine Suppe etwas Lauch aus dem Garten holen, hörte ich den Motor der Ente jaulen. Nach mehreren misslungenen Versuchen ist sie schließlich angesprungen und mit Karacho auf die Allee zu-gerast. Die Marcelle am Steuer, so breit wie hoch, hält sich ganz aufrecht, ihre Haare berühren fast das Dach; neben ihr auf dem Beifahrersitz wirkt Fernand klein und schwäch-tig. Marcelle ist immer nur Ente gefahren, solange ich mich erinnern kann. Fernand hingegen hat nie etwas anderes ge-steuert als sein Mofa und die Schubkarre mit Kartoffeln. Seit einiger Zeit bereitet ihm die Schubkarre Mühe. Seine kurzen, nach außen gebogenen Beine haben Mühe, ihn zu tragen, und er nimmt für jeden noch so kurzen Weg das Mo-fa, spreizt die Beine, als säße er auf einem Pferd und hätte

Steigbügel unter den Füßen, wie ein Jockey. Dabei ist er gar nicht so alt, er ist bestimmt zehn, fünfzehn Jahre jünger als ich, aber das Leben hat ihm arg zugesetzt. Wenn er zu Fuß geht, nimmt er einen Stock und läuft ein wenig schief, mit krummem Rücken und O-Beinen. Ich glaube, er kriegt die Beine gar nicht mehr gerade. Marcelle, die in etwa sein Alter haben muss, ist viel fitter. Gut gebaut und mit kräftiger Stimme, wirkt sie robust, obwohl sie bei ihr vor kurzem einen Diabetes festgestellt haben. Sie wird immer dicker und scheint im selben Tempo Fett anzusetzen, wie ihr Mann abmagert. Bei ihr ist es eher der Kopf, der das Altern nicht so gut verträgt. Seit der Doktor es ihr verboten hat, denkt sie ständig an Zucker und Süßkram, und manchmal habe ich den Eindruck, dass das ihrem Kopf gar nicht gut bekommt. Zum Ausgleich hat sie mit über fünfundsiebzig angefangen zu rauchen und pafft jetzt wie ein Schlot. Außerdem schminkt sie sich zurzeit wie ein Clown. Sie malt sich ein knallrotes Lächeln ins Gesicht, weil sie die Lippen nicht mehr richtig trifft, wie ein Kind, das beim Ausmalen über den Rand kommt.

Ich hatte gerade mein Fischfilet in der Mikrowelle, da hörte ich, wie die Ente zurückkam. Ich esse gerne früh zu Mittag, gegen zwölf. Nicht weil ich Hunger hätte, es ist einfach eine Frage der Gewohnheit. Das ist schlecht, wenn die Kinder kommen, sie schlafen bis in die Puppen, frühstücken spät und drücken sich mit ihrem Kaffee und ihrem Marmeladenbrot in der Küche herum; um zwölf haben sie dann keinen Hunger, ihnen klebt noch Zahnpasta am Mund. Und ich muss warten. Je älter ich werde, umso mehr hasse ich es zu warten, vor allem, wenn ich nicht weiß, wie lange ich warten muss. Es kommt vor, dass wir uns erst um zwei Uhr an den Tisch setzen! Danach verschiebt sich alles, die Stunden vergehen anders, und die Sonne steht nicht mehr da, wo sie hingehört, wenn ich meinen Spaziergang mache. Wenn ich dazu etwas sage, behaupten sie, ich sei kleinka-

riert, früher wäre ich nicht so gewesen. Ich bin nicht klein-kariert, ich bin alt.

Nach dem Kaffee bin ich die Allee entlanggelaufen. Dann habe ich gesehen, wie Marcelle auf mich zukam, anscheinend hatte sie auf mich gewartet. Sie sah ganz adrett aus in ihrem Blümchenkleid und ihrer orangenen Strickjacke, als sie mit einem großen Lächeln vor mir stand, die mit Lippenstift beschmierte Zigarette in der Hand. «Na, wie gefalle ich Ihnen?»

Das war es also. Heute Morgen, während Fernand in der Kneipe Karten gespielt hat, war sie beim Friseur gewesen, um sich einer Verjüngungskur zu unterziehen. Sie sah auch wirklich gut aus. Die größte Veränderung bestand darin, dass sie nicht länger grau war. Darauf schien sie besonders stolz zu sein. Ihre Haare waren gefärbt. Die Frisur war kürzer, und sie hatte sich eine Wasserwelle legen lassen, die Farbe war undefinierbar, irgendetwas zwischen Rot und Kastanienbraun, aber sehr gelungen. Als ich ihr sagte, sie sehe gut aus, wurde sie rot wie ein junges Mädchen. Sie zwinkerte mir zu: «Dem Fernand gefällt es auch ...»

Ich habe mich immer gefragt, warum die beiden, die sehr kinderlieb sind, nicht selbst Kinder haben. Aber sie haben nie darüber gesprochen. Früher hat man über so was nicht so leicht geredet. Sie haben sich allerdings auch erst spät kennengelernt, vielleicht konnten sie da keine mehr kriegen ... Ich weiß noch, dass ich schon seit Jahren verheiratet war, da trafen sie sich am Ende der Allee. Marcelle kam in ihrem Auto direkt vom Bauernhof, und Fernand wartete mit seinem Mofa auf sie. Sie schlossen sich im Wagen ein, wo sie Stunden verbringen konnten. Sie versteckten sich nicht, versuchten nicht, sich den Blicken zu entziehen. Aber sie war brav, die Marcelle. Am Ende der Straße, auf ihren Stock gestützt, stand die alte Marie und achtete darauf, dass im Auto der Anstand gewahrt wurde. Es war damals schon eine Ente.

Mittwoch, 25. März

Ich habe mir eine Suppe gekocht, habe die drei Lauchstangen und zwei Zucchini in etwas Butter angebraten, Wasser und eine Prise grobes Salz dazugegeben und alles eine Weile köcheln lassen. Als ich die Suppe dann pürieren wollte, war mein elektrischer Pürierstab unauffindbar. Wo hatte ich ihn bloß hingelegt? Ich muss meine Tochter fragen, sie hat die Angewohnheit, meine Suppe nachzupürieren, weil sie ihr nicht fein genug ist. Bestimmt hat sie ihn beim letzten Besuch irgendwo anders hingeräumt, jedenfalls nicht an seinen Platz zwischen den Schneebecken und dem Handrührgerät, rechts vom Herd. Also habe ich es gemacht wie früher, als man den Salat noch in einem Korb am Fenster ausgeschüttelt und den Fleischwolf am Tisch festgeschraubt hat: Ich habe den ganzen Inhalt des Kochtopfs durch meine Flotte Lotte gepresst. Das hat gedauert, es ging nur langsam voran, der Topf war sehr schwer zu heben. Ich hatte große Angst, dass er mir herunterfällt, habe auch etwas gekleckert, das werde ich wieder aufwischen müssen, überall sind grüne Spritzer. Zum Schluss, nachdem ich ewig gekurbelt hatte, war mein Arm ganz steif. Ich habe die Suppe in eine große runde Tupperschüssel gegossen und in den Kühlschrank gestellt. Sie sollte für mindestens fünf Tage reichen. Was dann noch übrig ist, friere ich ein; genau wie Tomatenpüree oder Ratatouille lässt sie sich schnell aufwärmen.

Am Abend habe ich nur noch eine Kleinigkeit gegessen und bin dann nach oben gegangen, um mich früh schlafen zu legen. Es war fast noch hell. Morgen ist Donnerstag, da muss ich früh raus, um meiner Angèle die Tür aufzumachen. Um Punkt neun wird sie klingeln. Bis dahin muss ich gefrühstückt haben. Sie fängt immer mit der Küche an, und

ich will nicht, dass sie zusehen muss, wie ich im Schlafrock mein Marmeladenbrot esse, während sie die Spüle poliert und den Gasherd schrubbt.

Donnerstag, 26. März

Um Punkt neun hat Angèle geklingelt. Mit geradem Rücken und einem Lächeln im Gesicht hat sie ihre Arbeit wiederaufgenommen, als wäre nichts gewesen. Sie ist in ihre blaue Kittelschürze geschlüpft, dann hat sie in der Kammer den grünen Eimer, den Scheuerlappen und den Schrubber geholt und auf dem Fliesenboden in der Küche abgestellt. Sie hat den Schrank unter der Spüle aufgemacht, die Scheuermilch und den Meister Proper rausgenommen. Nachdem wir kurz darüber gesprochen hatten, wie kühl die Luft in diesem Frühling noch ist, hat sie sich den Schwamm geschnappt und angefangen, den Gasherd zu putzen, dabei hat sie vor sich hin geträllert. Das ist ihre Art, mich zu verscheuchen.

Ich habe sie allein gelassen, habe in der Diele meinen Stock und meinen Anorak genommen und bin nach draußen gegangen.

Samstag, 28. März

Heute ist Samstag, der Tag, an dem meiner Zeitung die *Figaro Madame* beiliegt, außerdem das *Magazine* und das Fernsehheft. Ins Fernsehheft habe ich früher gern reingeschaut, aber heute gibt es zu viele Programme, zu viele Sendungen, ich komme nicht mehr mit, darum wandert es direkt in den Papierkorb. Auch die *Figaro Madame* lese ich eigentlich nicht, ich schaue mir nur manchmal die Buchbesprechungen an. Und ich mache das große Kreuzworträtsel

von Monsieur Ollivier. Das Heft enthält auch Kochrezepte, aber die sind mir oft zu kompliziert, man braucht immer eine Menge Zutaten oder Gewürze, die man nirgendwo kriegt und die mir manchmal gar nichts sagen: Kurkuma, Feta, Bulgur, Quinoa ... Neumodischer Kram, den man zu meiner Zeit nicht gegessen hat. Genau wie Basmatireis und Balsamico-Essig, die meine Tochter in die Schränke räumt. Mein Reis sei zu rund und mein Essig zu sauer, behauptet sie. Dabei hat sie jahrelang davon gegessen, ohne sich zu beschweren. Flausen sind das, sonst nichts.

Ich glaube, ich habe in all den Jahren kein einziges Samstag-Rätsel ausgelassen. Wenn René und ich in Urlaub gefahren sind und er die Zeitung so lange abbestellt hat, habe ich es immer irgendwie geschafft, mir vor Ort die Ausgaben zu besorgen, die wir nicht bekommen hatten. Dann war ich eine Weile beschäftigt, manchmal habe ich sechs Rätsel hintereinander gemacht. Ich habe schon immer gern Kreuzworträtsel gelöst, mittlerweile bin ich ziemlich gut darin. Manche Definitionen kehren regelmäßig wieder, die kenne ich schon auswendig. Außerdem soll es gut für das Gehirn sein, heißt es, es soll sogar vor Alzheimer bewahren! Übrigens bin ich mit neunzig immer noch ganz fit im Kopf. Ich beschäftige ihn aber auch, ich lese, lege Patienzen, spiele Scrabble und Bridge.

Im *Figaro*, der jeden Tag kommt, lese ich nicht viel. Ich habe das Abonnement nach Renés Tod beibehalten, um am Wochenende die Zeitschriften zu haben, und außerdem habe ich so Papier zum Anfeuern. René hat sich gern über mich lustig gemacht, ich würde mir immer nur das Feuilleton und das Kreuzworträtsel anschauen. Er hat den Politikteil, die Börsenkurse und die Familienanzeigen gelesen, hat jeden Morgen die Frischverstorbenen, die Geburten und die Verlobungen studiert.

Sonntag, 29. März

Heute Morgen, am Palmsonntag, ist die alte Madame Lefort von uns gegangen. Das hat Toinette mir erzählt, als wir aus der Messe kamen. Sie soll mit ihrer Tochter vorm Fernseher gesessen haben, sie haben sich eine alte Schwarzweiß-komödie angeschaut. Sie hat gelacht und zu ihrer Tochter gesagt: «Ich bin ein bisschen müde», dann hat sie die Augen geschlossen und war tot. Einfach so, ohne etwas davon mitzukriegen. Ich bin ein bisschen eifersüchtig. Da bin ich anders als mein Freund Louis, der in Paris wohnt und den ich nicht mehr sehe: Er will unbedingt miterleben, wie er stirbt. Er war schon immer sehr neugierig. Kein Wunder, bevor er alt wurde, war er ein großer Wissenschaftler. Noch heute begeistert ihn alles Rätselhafte. Das ganz große Rätsel will er daher bei vollem Bewusstsein erleben. Mir wäre es allerdings lieber, mein Bewusstsein würde zuerst den Geist aufgeben. Ich würde nichts merken, lachen oder schlafen und dann abtreten.

Montag, 30. März

Es ist so, ganz langsam entvölkert sich meine kleine Welt. Um mich herum sterben die Leute, leeren sich die Häuser. Unsere Kinder leben woanders, und im Urlaub fahren sie lieber an überfüllte Strände, als die Ruhe der Getreidefelder und das Muhen der Charolais-Rinder zu genießen. Vor ein paar Jahren hat sich schon mal ein Schwung Männer zum lieben Gott aufgemacht. Seit kurzem folgen auch die Witwen. Letzte Woche haben wir Edmonde verloren. Dabei war sie ganz robust gewesen, unsere Edmonde, groß und gut gebaut. Sie hat viel jünger gewirkt. Ihre Haare hat sie

bis zuletzt gefärbt. Da sie gut beisammen war, hatte sie keine Falten, sie hatte volle Bäckchen und ein großes Mundwerk, auch das soll angeblich dazu beitragen, dass man nicht abbaut. Dann aber, letztes Jahr, fing es an, dass sie im Kopf etwas durcheinander wurde. Kein Mensch weiß, wie es dazu gekommen ist, aber es ging sehr schnell. Ihre Kinder haben sie überredet, in ein sogenanntes Pflegeheim zu ziehen, wo sie betreut werden konnte. Nine, Toinette und ich haben sie zwei- oder dreimal besucht. Da war sie schon nicht mehr sie selbst. Beim letzten Mal war ich mir nicht sicher, ob sie uns überhaupt erkannt hat. Zum Glück ist es jetzt schnell gegangen. Ich weiß nicht genau, woran sie letztlich gestorben ist. Ob ihr Herz nicht mehr mitgemacht hat oder ihr Lebenswille verschwunden war. Edmonde war verwitwet, ihr Mann war ein Jugendfreund von René gewesen. Am Ende hatte er durchsichtige Schläuche in der Nase und ging nicht mehr ohne seine Sauerstoffflasche aus dem Haus. Er war früher ein lustiger Kerl gewesen, ich habe ihn sehr gemocht.

Mit dem Haarefärben habe ich, anders als Edmonde, schon vor langer Zeit aufgehört. Meine Tochter hat mit mir geschimpft, weil sie fand, dass ich auf einen Schlag um zehn Jahre gealtert sei. Aber das ist mir egal. Ich mache, was ich will, alles andere wäre ja noch schöner. Und die weißen Haare finde ich irgendwie netter. Außerdem musste man die Farbe alle zwei Wochen auffrischen, sonst sah man die Ansätze zu sehr. Dafür musste ich jedes Mal nach Vichy fahren, musste ins Auto steigen, mir einen Parkplatz suchen ... davon hatte ich genug. Im Sommer war es zu heiß, und im Winter lag manchmal Schnee auf der Straße, oder es war glatt. Ich wollte nicht im Graben landen, nur weil ich zum Friseur musste. Jetzt habe ich mir eine Friseurin in Le Donjon gesucht, Waschen, Schneiden, Föhnen für fünfzehn Euro, das ist wunderbar. Und es reicht, wenn ich einmal im Monat hingehe oder auch nur alle zwei Monate. Ich versu-

che, die Haare gelegentlich selbst zu waschen, aber ich habe so meine Schwierigkeiten beim Ausspülen und vor allem beim Trocknen. Danach liegen sie platt am Kopf an ... Wenn ich zu einer Hochzeit oder einer vornehmeren Feier muss, hole ich mir ein paar Tage vorher einen Termin. Aber in meinem Alter gibt es nicht mehr viele Gelegenheiten, sich herauszuputzen. Die restliche Zeit, wenn ich mich mit meinen Freundinnen treffe, ist es mir egal, wie die Haare liegen.

Morgen habe ich vor, Gilberte zu besuchen. Sie ist seit einiger Zeit nicht in Form. Sie wird mich doch nicht auch noch im Stich lassen. Am Palmsonntag war sie nicht einmal bei der Messe, und am Dienstag kam sie nicht zum Bridge bei Toinette. Sie sagt, ihr tut der Rücken furchtbar weh. Ich selbst habe Glück, außer an meinen schiefen Zehen habe ich nirgendwo Schmerzen, bloß manchmal bei einem Wetterwechsel, wenn es mir in den Rücken schießt, aber das hält nicht lange an. Meine Angèle, die auch bei Gilberte putzt, hat erzählt, dass sie nichts mehr isst. Wenn man in unserem Alter den Appetit verliert, ist das kein gutes Zeichen, zumal bei Gilberte, die immer ordentlich gespachtelt hat. Als der Vater von meinem Schwiegersohn, der auch immer tüchtig zugelangt hatte, den Appetit verlor, war es vorbei. «Ich habe keinen Hunger», hat er ganz resigniert gesagt ... Einen Monat später war er tot.

Dienstag, 31. März

Gilberte geht es nicht gut. Ihr Mund ist wie versiegelt, dabei war sie früher so eine Plaudertasche. Außerdem hat sie abgenommen, weil sie nichts mehr isst. Und vor allem, und das ist neu, hat sie schwarze Gedanken. Nicht einmal der Weißwein, den ich ihr mitgebracht habe, hat sie aufgemuntert. Sie ist ganz schwach und langsam. Sie so zu sehen ver-

setzt mir einen Stich. An Ostern kommen ihre Söhne, ich hoffe, sie richten sie wieder auf.

Als ich wieder zu Hause war, brauchte ich etwas zur Stärkung. Zum Glück habe ich immer einen Muskateller kalt stehen. Ich habe ein Gläschen davon getrunken und einen Tuc gegessen, dabei habe ich mein angefangenes Kreuzworträtsel zu Ende gemacht. Dann habe ich mir den Rest meiner Lauch-Zucchini-Suppe aufgewärmt – ich nehme nie Kartoffeln, die machen dick – und habe zum Nachtisch einen Apfel gegessen. Wie jeden Abend habe ich meine Frühstückstasse und eine Untertasse für meine zwei Scheiben Toastbrot rausgestellt, die gesalzene Butter rausgeholt, damit sie nicht zu fest ist, und ein Messer und einen kleinen Löffel dazugelegt. Dann habe ich die zwei Blutdrucktabletten in ein Glas gegeben. Ich habe die Haustür abgeschlossen, die beiden Riegel vorgeschoben, die Außenleuchte ausgeschaltet und bin nach oben gegangen. Im Schlafzimmer habe ich die Fensterläden geschlossen und die Fenster einen Spalt offen gelassen und arretiert. Anschließend habe ich mich notdürftig gewaschen, mir die Zähne geputzt, meine schlaffen Wangen eingecremt und einen Fußnagel geschnitten, der mich gestört hat. Schließlich bin ich ins Bett geklettert und habe den Fernseher angemacht.

Mittwoch, 1. April

Ich habe schlecht geschlafen. Ich musste ständig an Gilberte denken. Ich glaube, sie ist meine treueste Freundin und vielleicht auch meine engste. Die Freundschaft zu Gilberte besteht schon seit mehr als sechzig Jahren ... Ihr Mann war ebenfalls ein Freund von René. Er war Landwirt, und ich glaube, René war als Versicherungsbeamter für ihn zuständig. Als ich neu hierherkam, habe ich mich ein bisschen

verloren gefühlt, und Gilberte hat mich gleich ins Herz geschlossen. In jungen Jahren war sie eine moderne Frau, sie trug damals schon Hosen! Ich konnte das nicht. Trotzdem habe ich mir eine gekauft, vor langer Zeit, in einem Laden in Vichy. Eine schreckliche perlgraue Hose aus ganz weichem Stoff, ich weiß noch, dass er ein bisschen glänzte. Ich habe sie nur ein einziges Mal getragen, ich kann mich nicht erinnern, was ich damit gemacht habe. Bestimmt habe ich sie irgendwann dem katholischen Hilfswerk gespendet. Aber Gilberte stehen Hosen gut. Auch wenn sie sich heute nicht mehr so gerade hält, ist sie immer noch rank und schlank. Ich bin klein und eher rundlich, und für Hosen braucht man lange Beine.

Wir haben ganz viel zusammen unternommen, Reisen nach Marokko, Griechenland, Ägypten, kurze Aufenthalte in der Bretagne, lange Strandspaziergänge, Crêpes, Garnelen, Cidre ... Und wenn wir nach Lourdes fuhren! Jahrelang waren wir ehrenamtlich für die Hospitalité Notre-Dame de Lourdes im Einsatz. In unseren weißen Kitteln kümmerten wir uns um die Kranken, während René nach einem kurzen Gebet in der Mariengrotte nach Biarritz düste, um dort am Strand nach nackten Brüsten zu schielen. Wir nahmen unsere Aufgabe sehr ernst. Auch wenn es schwere Momente gab, waren wir gern mitten unter diesen Leuten, die gekommen waren, um bei unserem Herrgott Heilung zu suchen. In manchen Jahren wurden wir im Schwimmbad eingesetzt, in anderen beim Gemüseschälen und Geschirrspülen, in wieder anderen als Begleitpersonen für die Messe, für Prozessionen und Segnungen. Ich erinnere mich noch, wie einmal in einer abschüssigen Straße ein Rollstuhl, den wir zu zweit schoben, mit uns durchgegangen war. Wir hatten größte Mühe, ihn wieder zum Stehen zu bringen, er zog uns mit, wir konnten ihn nicht halten, wir waren vollkommen panisch. Der Kranke selbst war alles andere als pa-

nisch, er lachte schallend! Wie lange ist das jetzt her, zwanzig Jahre, dreißig ...?

Gilberte ist etwas älter als ich. Vier Jahre, das ist nicht viel. Sie geht auf die fünfundneunzig zu, wenn man das hört, klingt es tatsächlich nach viel. Sie ist kurz vor mir Witwe geworden, war plötzlich allein in ihrem schönen Haus in Liernolles, acht Kilometer von hier. Nachdem ihr Mann gestorben war, hat sie sich in Paris eine Einzimmerwohnung gemietet. In regelmäßigen Abständen düste sie mit ihrem Koffer zum Bahnhof. Für eine Woche oder zwei wurde sie zur Pariserin. Unermüdlich nahm sie die Metro und rann-te in Ausstellungen, Theaterstücke, Konzerte, studierte in einem Café vor einer Kaldaunenwurst und einem Gläschen Weißwein die Programme. Dann haben ihre Beine ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht, eines Tages hatten sie vom vielen Laufen genug.

Und wenn sie jetzt genug gelaufen war? Wenn sie nicht mehr weiterwollte? Gilberte und ich teilen alles. Unsere liebe Angèle, den Gärtner, unsere Freundinnen und ein paar Geheimnisse. Wenn sie vor mir ginge, wie Edmonde? Wenn sie mir das antäte? Sechzig Jahre an Erinnerungen wären einfach weg, das würde eine große Lücke hinterlassen. Natürlich blieben mir ein paar Fotos, darunter eins aus der marokkanischen Wüste, wo wir beide vor Renés Objektiv posierten in unseren grünen Röcken, weißen Blusen und mit unseren Handtaschen. Aber Gilberte ist schon für sich genommen ein ganzes Album. Und außerdem, wenn sie von uns ginge, mit wem würde ich dann nach der Messe Weißwein trinken? Ohne Gilberte wäre mein Leben trist, meine Sonntage würden zu dem, was Sonntage normalerweise sind: Tage, an denen die Alleinstehenden sich einsam fühlen.

Donnerstag, 2. April

Heute Morgen mache ich die letzte Ofenladung Käsewindbeutel vorm Wochenende. Am Sonntag ist Ostern. Dann kommen sie alle: mein Sohn, seine Frau, ihre drei Kinder und ihre fünf Enkelkinder, außerdem meine Tochter, ihr Mann und ihre zwei Söhne. Und alle wollen was zu essen haben. Und die ganz Kleinen sollen am Nachmittag beim Tee nach Eiern, Hühnern und Hasen suchen. Vorher muss ich nach Lapalisse fahren, um alles zu besorgen. Für die Größeren mache ich es mir leicht, ihnen schenke ich eine Tafel Schokolade mit Nüssen, Puffreis oder Mandeln. Ich vergesse immer wieder, wer dunkle Schokolade mag und wer lieber Milchsokolade isst ... Egal, ich besorge beides, sie sollen sich selber einigen.

An Ostern nehmen wir nach der Messe immer einen ausgiebigen Aperitif zu uns. Ich habe schon einen Rum mit Zimt und Zitrone angesetzt. Praktischerweise hatte ich jede Menge Orangen, die wegmussten, und eine Flasche Rum und Rohrzucker habe ich immer im Esszimmerschrank stehen. Dazu gibt es eben Käsewindbeutel und Blätterteigröllchen mit Würstchen, davon mache ich seit Januar jede Woche etwa dreißig Stück. Ich hoffe, sie essen mir nicht alles weg, ich hätte gerne noch einen Vorrat in der Truhe. Aber auch wenn ich jedes Jahr mehr davon mache, bleibt fast nie etwas übrig. Schon die Kleinen stürzen sich darauf, sobald wir im Wohnzimmer sitzen, sie sind genauso gefräßig wie der Hund meiner Tochter, ein Tier, das immer Hunger hat. Als ich noch klein war, durften Kinder nicht ins Wohnzimmer, das war die Welt der großen Leute. Wir waren aber nicht unglücklich darüber, dass uns der Zutritt verboten war, wir spielten sowieso lieber für uns, als uns mit unseren Eltern zu langweilen, uns ordentlich zu benehmen, da-

mit wir nicht geschimpft bekamen. Heute sind die Kinder überall dabei, egal, wie alt sie sind: im Wohnzimmer, im Büro (ich muss dazusagen, dass dort ein Fernsehgerät steht), bei Tisch ... Sie langweilen sich, hängen am Rock zipfel ihrer Mütter, stopfen sich mit Essen voll und liegen träge auf den Polsterbänken und Louis-seize-Sesseln herum ... Zum Aperitif muss man Gläser und Orangensaft oder Cola für sie hinstellen. Hinterher ist der Teppich voller Krümel, ihre Gläser hinterlassen auf dem Couchtisch klebrige runde Ränder, und sie wischen sich die Finger an den Sessellehnen ab. Aber ich darf nichts sagen, sonst bin ich die Böse. Und da ich sie gerne mag und auch will, dass sie wiederkommen, sage ich nichts. Außerdem, wenn ich nicht mehr bin, gehören die Sessel, die alten Polsterbänke, der Teppich, der Tisch ihnen. Ihr Pech, wenn sie dann nicht mehr fleckenfrei sind!

Das Ostereiersuchen versuchen wir draußen zu machen. Den Hund meiner Tochter binden wir an, dann verstecken wir kleine Päckchen in den Bäumen, den Beeten, auf den Fenstersimsen, in der Hecke und läuten die große Glocke, die unter der Dachrinne hängt. Die Schokoladenjagd kann beginnen. Während sie in alle Richtungen ausschwirren, setze ich mich im Wohnzimmer an den Kamin, löse ein Kreuzworträtsel oder nehme mir ein Buch und genieße den Moment der Ruhe.

Freitag, 3. April

Verflixt, jetzt geht mein Herd nicht mehr. Ich kann meine Käsequiches nicht machen, die ich für heute Abend vorgesehen hatte, wenn die Kinder ankommen. Er zeigt nur vier Nullen an, die blinken. Wenn der Herd an ist, wird an der Stelle normalerweise die Temperatur, die Backzeit oder die Uhrzeit angezeigt. Vermutlich hatten wir einen Stromaus-

fall, ohne dass ich es gemerkt habe. Das kommt schon mal vor, bei Gewitter oder auch sonst. Gewitter hatten wir heute zum Glück nicht, das mag ich nämlich gar nicht. Früher hatte ich sogar riesige Angst davor, vor allem abends, wenn die Sicherung raussprang und man mit einer Kerze in den Keller musste, um sie wieder reinzudrehen. Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt, trotzdem halte ich mir nach jedem Blitzschlag die Ohren zu, und wenn es ganz schlimm wird, krieche ich unter die Bettdecke. Nichts sehen, nichts hören, nur warten, bis es vorbeigeht – und beten, dass der Blitz nicht einschlägt und die Gefriertruhe oder der Fernseher dahin sind.

Ich weiß nicht, wie man an diesem blöden Herd die Uhrzeit einstellt. Ich drücke alle Knöpfe, es macht nur biep, aber nichts passiert, die Nullen blinken immer noch. Und mein Herd bleibt aus. Wie soll ich denn nun meine Quiches backen? Was soll ich ihnen zum Essen vorsetzen? Ich habe zwar Schinken da, aber der ist in der Gefriertruhe, und selbst wenn ich ihn jetzt raushole, ist er bei ihrer Ankunft noch gefroren. Die Eier habe ich allesamt für den Quiche-Teig aufgebraucht.

So dumm es ist, ich könnte heulen. Also setze ich mich an den Küchentisch, nehme den Kopf in die Hände und heule.

[...]